Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9 © 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3900-9

Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

Inhalt

1 „Gescheiterte“ Interviews: Eine normale, aber vernachlässigte Erfahrung 7

2 „Scheitern“: Eine grundlagentheoretische Rahmung 15

2.1 Was heißt „Scheitern“? 15

2.2 „Scheitern“ als Problem und Tabu: Das konventionelle Verständnis 17

2.3 „Scheitern“ als Erkenntnischance: Eine qualitative Perspektive 23

2.4 Pragmatismus: Probleme als Ausgangspunkt für neue Erkenntnisse 28

2.5 Interaktionismus: „Prekäre Stabilität“ und stabile Prekarität von Kommunikation 39

2.6 Reflexivität: Starke und unangenehme Formen 50

3 Woran und wofür „scheitern“? Typologisierung 52

3.1 Woran „scheitern“? Irritierte Hintergrunderwartungen 54

3.1.1 Erwartungen an den methodengetreuen Ablauf der Forschungsbegegnung 54

3.1.2 Erwartungen an geteilte kommunikative Basisregeln 65

3.1.3 Erwartungen bezüglich des Forschungsgegenstands 71

3.1.4 Erwartungen hinsichtlich der Gegenstandsangemessenheit der Forschung 73

3.1.5 Erwartungen an das Interview als (macht-)losgelösten Raum 76

3.2 Wofür „scheitern“? Arten des Erkenntnisgewinns 84

3.2.1 Positionierungsklärung in Bezug auf Methodologie und Epistemologie 84

3.2.2 Einsichten in andere Kommunikationsstile und Erzählgenres 89

3.2.3 Erkenntnisse bezüglich des Forschungsgegenstands 92

3.2.4 Neujustierung der Passung von Methode und Forschungsgegenstand 96

3.2.5 Reflexion und Anpassung forschungsethischer Aspekte 102

3.3 Fazit: Störungen ernst nehmen 106

Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

4 Methodische Strategien 107

4.1 Ein fokussiertes „all is data“ 108

4.2 Verbale Daten sequenz- und feinanalytisch auswerten 110

4.3 Beobachtungs- und Kontextdaten nutzen 123

4.4 Die Forschenden als Forschungsinstrument nutzen 128

4.5 In der Gruppe arbeiten 133

4.6 Interviewpartner*innen in die Deutung der Irritation miteinbeziehen 141

4.7 Forschungsliteratur nutzen 148

4.8 Rückblick und Ausblick: Zum (Erfindungs-)Reichtum qualitativer Forschung 154

5 Reflexiv-interaktionistische Impulse für die Interviewforschung 156

5.1 Warum „Scheitern“ produktiv sein kann, aber nicht muss 156

5.2 Impulse für die Interviewforschung 159

5.3 Impulse für die Methodenvermittlung 165

Literatur 171

Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

1 „Gescheiterte“ Interviews: Eine normale, aber vernachlässigte Erfahrung

Der Stoff, aus dem gute qualitative Forschung und insbesondere Interviewforschung gestrickt ist, besteht dem Common Sense nach aus reichhaltigen, meist verbalen Daten: Forschende treffen auf gesprächsbereite Informant*innen und erzählfreudige Interviewpartner*innen, deren Äußerungen ihnen erlauben, ihre Forschungsfragen zu beantworten. Um selbst die zögerlichsten Forschungsteilnehmer*innen zum Sprechen zu bewegen, wurden einige methodische Ratschläge ersonnen (z. B. Adler/Adler 2001; vgl. Vitus 2008). Was aber, wenn die Forscher*innen trotz aller Bemühungen nur unbedeutend erscheinende Daten, etwa in Form karger Interviews oder unverständlicher Äußerungen, erhalten?

Diese Erfahrung machte Tea Torbenfeldt Bengtsson (2014) in ihrer Dissertation zum Alltagsleben und zu den Sinnkonstruktionen männlicher jugendlicher Straftäter, die in einer geschlossenen Sicherheits- und Betreuungseinrichtung lebten. Dort wollte sie teilnehmende Beobachtungen anstellen und Tiefeninterviews durchführen. Beides erwies sich aber als schwierig. Das Interview mit Alban beispielsweise war bereits nach 20 Minuten zu Ende: Obwohl er sich zunächst dafür bereiterklärt hatte, verfiel er weitgehend in Schweigen, sobald der für das Interview bestimmte Raum betreten war; zu Interviewbeginn fragte er mit Blick auf das Aufnahmegerät, ob Bengtsson von der Polizei käme; und nach 15 Minuten erkundigte er sich, ob das Interview bald vorüber sei. Für die Forscherin stellte dies eine zentrale Scheiternserfahrung in ihrer Studie dar: „I felt that I had no data and that the rich data I had hoped to obtain were entirely out of reach.“ (ebd., S. 735) Zu diesem Hauptproblem kam die Inkonsistenz in der Selbstpräsentation der Interviewpartner, die für qualitativ Forschende eine bekannte Herausforderung darstellt, da Widersprüche konstitutiver Teil jeglicher Lebenswirklichkeit sind (Schirmer 2005). Bengtssons erstem Eindruck nach widersprachen sich die wenigen Äußerungen ihrer Forschungsteilnehmer so sehr, dass sie sich jedem Klärungsversuch entzogen. So präsentierten sich die Jugendlichen das eine Mal als Opfer der Umstände, die einen anständigen Job anstrebten, das andere Mal als clevere Gangster, die weiterhin ohne harte Arbeit gutes Geld zu verdienen gedachten. Ihrem Forschungsinteresse sinnvoll nachzugehen, erschien Bengtsson angesichts dieser Unstimmigkeiten und Datenlücken unmöglich.

So individuell die konkreten Umstände sind, so kollektiv ist die Erfahrung des Scheiterns: Auch andere Forschende haben den Eindruck, dass ihre Datengewinnung nicht wie geplant abläuft. Sind nur einzelne Interviews davon betroffen, liegt es für viele nahe, diese „Problemfälle“ als unbrauchbares, wenig informatives Material auszusondern und gar nicht erst in die Analyse einzubeziehen

Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

(vgl. z. B. Hennion 2007; Owens 2006; Prior 2014; Welzer 1995). Für Bengtsson war das vor dem Hintergrund, dass sie ihre Dissertation fertigstellen wollte, vermutlich keine Option – es wären nicht genügend Daten übriggeblieben. Trotz des Eindrucks, eine ungenügende Grundlage zu haben, arbeitete sie folglich weiter mit diesen Daten und kam zu Einsichten, die sie zunächst nicht für möglich gehalten hatte. So stellte sie fest, dass die vermeintlichen Datenlücken im Gegenteil sehr aussagekräftige, wenn auch „schweigsame Daten" waren, nachdem sie ihre eigenen Emotionen im Feld und das Schweigen der Jugendlichen im Kontext der jeweiligen Lebens- und Forschungssituation und der Forschungsinteraktion analysiert hatte (ausführlicher dazu Kap. 3.2.1). Mit dieser neuen epistemologischen und methodologischen Perspektive auf ihre Daten konnte sie die (kargen) Äußerungen ihrer Interviewpartner als sinnhaft verstehen. Wie Bengtsson rekonstruierte, ging es den Jugendlichen darum, um Respekt zu kämpfen und nicht das Gesicht zu verlieren. Gegenüber Erwachsenen und Repräsentant*innen der „Gesellschaft" – und damit auch gegenüber der Forscherin –, pflegten sie den mit Mainstream-Werten verbundenen Opferdiskurs, gegenüber ihren Peers präsentierten sie sich als „tough" (Bengtsson 2014, S. 737) und unverletzbar, wofür sich der Gangster-Diskurs eignete. Bengtsson gewann so eine forschungspraktische Einsicht in die unterschiedlichen „Bühnen des Lebens", auf denen vor dem jeweiligen Publikum eine bestimmte Facette des Selbst präsentiert wird (vgl. Goffman 1969). Was im Nachhinein und mit einschlägigen Theoriekenntnissen als unmittelbar plausibel erscheint, erforderte im Forschungsprozess selbst einiges an Arbeit: das empirische Material durchdringen; Theoretisierungsmöglichkeiten explorieren; entscheiden, welche Theoretisierung im konkreten Fall und für den jeweiligen Untersuchungsgegenstand zentral ist; und die multiplen Transferleistungen zwischen Theorie und Empirie erbringen.

Rückblickend lag Bengtssons anfängliches Problem der dünnen, widersprüchlichen Daten also nicht im Feld begründet, sondern in ihren methodischen Erwartungen, denen zufolge nur bestimmte Daten relevante Daten waren. Hätte sie die „gescheiterten" Forschungsbegegnungen ignoriert, wäre sie um eine epistemologische und methodologische Einsicht ärmer, hätte in Zukunft vielleicht ähnlich frustrierende Forschungserfahrungen gemacht und kein Verständnis für ihren Untersuchungsgegenstand entwickelt. Hätte ein anderer Forscher, Antoine Hennion (2007), in seiner kultursoziologischen Studie zu Geschmack das ursprünglich für gescheitert erklärte Interview mit Dora weiterhin ignoriert, wäre seine Studie um einen Geschmackstypus ärmer und er selbst würde weiterhin mit suboptimalem theoretischen Gepäck auf Forschungsreisen gehen (ausführlicher dazu Kap. 2.4). Hätte sich Erica Owens (2006) im Rahmen ihrer Scheidungsstudie nicht erneut mit dem „gescheiterten" Interview mit Donna beschäftigt, hätte sie eine Chance verpasst, ihre Strategien der Interviewführung zu erweitern und so für zukünftige Interviews, gleich welchen Themas, besser vorbereitet zu sein (ausführlicher dazu Kap. 3.1.5 und 3.2.5). Und hätten wir, die Au-

Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

torinnen, uns als qualitative Forscherinnen in verschiedenen Projekten nicht mit „gescheiterten" Interviews u. a. zum Thema subjektiver Unsicherheit beschäftigen müssen (s. Kap. 2.4), gäbe es weder eine Dissertation zu Angst (Eckert 2019) noch das vorliegende Methodenbuch.

Paradox des „Scheiterns"

Damit ist ein Paradox des „Scheiterns" angesprochen, das sich in vielen der rund 40 Beispiele zu „gescheiterten" oder auch „schwierigen", „heiklen" und „problematischen" Forschungs- und Interviewerfahrungen zeigt, die uns als Veröffentlichung vorliegen, die uns Kolleg*innen aus ihrer eigenen Forschungserfahrung berichtet haben oder die aus unseren eigenen Projekten stammen (dazu Kap. 3). So unterschiedlich diese Beispiele aus verschiedenen disziplinären, thematischen, theoretischen und methodischen Kontexten und das konkrete „Scheitern" jeweils sind, so dokumentiert sich in ihnen, mit Karl Mannheim (1964) formuliert, doch ein homologes Muster.

Erstens scheint die Erfahrung des „Scheiterns" ubiquitär zu sein – alle „scheitern" von Zeit zu Zeit, unabhängig von Statusgruppe, Disziplin, Forschungsfeld und Methode. Das überrascht nicht, schließlich vermerkte schon Pierre Bourdieu über die empirische Sozialforschung: „Nichts ist so allgemein und verallgemeinerbar wie die Schwierigkeiten" (1996, S. 251).

Zweitens aber erscheinen den Forschenden ihre Schwierigkeiten alles andere als normal: Sie werden mitunter als Resultat eines individuellen, singulären Versagens sowie eigener Schwächen und Fehler gedeutet und auf jeden Fall als Problem. Darüber hinaus gelten auch die entsprechenden Daten selbst nicht als normale Daten, sondern als hochgradig problematische. Die Forschenden nehmen an, dass die Daten nichts zur Forschung beitragen, oder fühlen sich durch die entsprechenden Interviews gar gelähmt und blockiert. Naheliegend ist daher die bereits erwähnte Reaktion: die „gescheiterten" Interviews – sofern möglich – aus der Analyse auszuschließen.

Drittens findet jedoch ein radikaler Perspektivwechsel statt, wenn die „Problemfälle" doch in die Forschung einbezogen und die „gescheiterten" Interviews ausgewertet werden: Sie machen bislang implizites Vorwissen mitsamt seinen Begrenzungen sichtbar und ermöglichen den Aufbau neuen Wissens unterschiedlicher Art. Vormalige „Problemfälle" werden schließlich als „Schlüsselinterviews" bezeichnet, die den Blick beispielsweise auf ein zuvor verkanntes „Schlüsselphänomen" lenken und den Forschenden „Schlüsselerkenntnisse" ermöglichen. Hennion verleitete die Euphorie, in einem zunächst aussortierten Interview am Ende einen bislang nicht beschriebenen Typus entdeckt zu haben, gar zu dem Ausspruch: „Failed interviews are often the best ones that we do – without knowing it" (2007, S. 110).

Dieses homologe Muster fassen wir mit dem Begriff „Scheitern" zusammen:

Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

Scheitern verweist auf die anfängliche Gefühlslage der Forschenden, für die der Begriff Irritation mitunter zu mild ist. Die Anführungszeichen stehen für die spätere Relativierung dieser Negativwertung. Alternativ sprechen wir aber auch von widerständigen Daten, die die Forschenden (massiv) irritieren, oder von Störungen und Irritationen, wenn wir an etablierte qualitative Termini anknüpfen wollen.

Das Muster weist zugleich auf zwei Probleme unserer qualitativen Methodenkultur hin, die Ausgangspunkt dieses Buchs sind.

Das *erste Problem* ist, dass es offenbar kein breit verfügbares Wissen zum Erkenntniswert empirischen „Scheiterns" gibt, wodurch dieses für die Forschenden selbst zum Problem wird. Ein Grund dafür liegt darin, dass die bisherige Literatur zum „Scheitern" disparat ist und das Thema nicht im Zentrum von Methodendebatten zur qualitativen Interviewforschung steht (vgl. dazu Kap. 2.2). Zwar hat der Ethnologe und Psychoanalytiker Georges Devereux mit seinem Buch „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften" (1973 [1967]) schon früh Störungen bzw. Irritationen auf Seiten der Forscher*innen zum zentralen Datum erklärt. Allerdings beschränkt sich seine Rezeption in der qualitativen Sozialforschung auf reflexive Spielarten der Grounded Theory (Breuer/Muckel/Dieris 2018) und ethnopsychoanalytische Ansätze (Bonz et al. 2017). US-amerikanische Beiträge, die sich aus einer interaktionistisch, konversationsanalytisch oder soziolinguistisch geschulten Perspektive mit „gescheiterten" Interviews befassen – insbesondere von Charles Briggs (1986) und Kathryn Roulston (2011a, 2011b, 2014; s. auch Prior 2014) – werden hierzulande ebenfalls nur wenig zur Kenntnis genommen. Auch Lehr- und Handbücher zur Interviewforschung thematisieren das Scheitern kaum: Die wenigen Publikationen, die sich überhaupt dezidiert mit Fehlern und Problemen auseinandersetzen, tun dies meist auf wenigen Seiten, fokussieren auf die Interviewführung als eine spezifische Dimension und geben Hinweise zur (zukünftigen) Fehlervermeidung (z. B. Helfferich 2011, S. 153 f.; Hermanns 2017; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 75 ff.; Witzel/Reiter 2012, Kap. 7; mit ähnlichem Tenor: Hopf 1978). Dies blendet aus, dass „Scheitern" nicht ausschließlich auf Fehler zurückzuführen, sondern jeglicher Forschung inhärent ist (Gajek 2014). Darüber hinaus verkennt eine solche Perspektive den Erkenntniswert des „Scheiterns", der weit über eine Anpassung von Strategien der Interviewführung und -gestaltung hinausgeht (s. jedoch Küsters 2009, S. 66 ff. mit Bezug zu Rosenthal 1987, S. 127).

Aus diesem ersten folgt das *zweite Problem*, das die Güte qualitativer Forschung betrifft: Wenn „gescheiterte" Interviews dauerhaft aus der Analyse ausgeschlossen werden, besteht die Gefahr, tautologisch zu forschen, d. h. nur das als Ergebnis herauszubekommen, was als unreflektierte Prämisse in die Forschung hineingegeben wurde. Dadurch werden Vorannahmen unwissentlich bestätigt, denn die soziale Wirklichkeit erscheint genauso, wie wir uns sie vorgestellt hatten („confirmation bias"). In der Folge wird Offenheit als das zentrale Versprechen qualitativer Forschung nicht eingelöst. Das ist nicht nur bedenklich

Leseprobe aus Eckert und Cichecki, Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten, ISBN 978-3-7799-3900-9
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

für die Wissensproduktion, sondern kann – trotz besserer Intention der Forschenden – auch zu einem forschungsethischen Problem werden. Indem Forschende nämlich diejenigen Interviews aussortieren, die ihnen hinsichtlich der Kommunikations- oder Lebensweisen der Interviewpartner*innen als zu fremd erscheinen, um verstanden zu werden, nehmen sie die Bereitschaft der Interviewpartner*innen, sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen, und ihre Beiträge nicht ernst. Darüber hinaus werden implizite Vorannahmen bezüglich bestimmter Sozialgruppen oder Lebensweisen gerade nicht herausgefordert, sondern reifiziert, was zur Stabilisierung von Vorurteilen und der Reproduktion sozialer Ungleichheit beitragen kann (eindrücklich dazu Briggs 1986, Kap. 6).

In diesem Buch werfen wir einen anderen Blick auf das vermeintliche Scheitern. Denn es sind genau die darin zu Tage tretenden Probleme, die es *ermöglichen*, Forschung zu betreiben, d. h. zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. „Gescheiterte" Interviews sollten daher nicht nur in die Analyse einbezogen, sondern sogar vorrangig behandelt werden. Theoretisch ist diese Sicht in der qualitativen Methodologie gut begründet und entspricht, wie wir zeigen werden, ihren Grundprinzipien. Allerdings hinkt die Forschungspraxis insbesondere in der Interviewforschung, auf die sich dieses Buch konzentriert, der Theorie hinterher (ausführlicher dazu Kap. 2.3). Das macht qualitatives Forschen für die Einzelnen leidvoller und den Forschungszweig als Ganzes schwächer, da Erkenntnispotenziale verschenkt und so die Qualität qualitativer Forschung gemindert werden. Wir zeigen, wie der Weg von der Theorie in die Praxis gelingen und wie produktiv mit widerständigen Daten gearbeitet werden kann.

Forschung kann aus vielen Gründen „scheitern". Manche davon sind praktischer und struktureller Art: Der Forschungsplan war gemessen an Zeit und Ressourcen überfrachtet, die Mitarbeiter*innenkontinuität konnte in größeren Projekten nicht gesichert werden oder es gab einen Zielkonflikt zwischen Auftraggeber*in und Forscher*in (z. B. Poland 1990). Solche Probleme sind gravierend, aber in ihrer Natur meist schnell verstanden. In diesem Buch beschäftigen wir uns mit einer anderen Kategorie von Problemen, nämlich den Erkenntnisproblemen: Es lässt sich mit dem vorhandenen Wissen kein Sinn aus den Daten machen, sie entziehen sich dem Verständnis und den bisherigen Problemlösungsroutinen und Deutungskompetenzen. Genau deswegen können sie den Weg weisen, alte Pfade zu verlassen, neue zu beschreiten und dadurch neues Wissen zu generieren.

Das ist nicht nur unter idealen Forschungsbedingungen möglich, die sich durch einen Ressourcenreichtum und große Gestaltungsspielräume auszeichnen, sondern auch in denjenigen „Forschungsrealitäten" (Bethmann 2019b), mit denen die meisten in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert sind: Zentrale Forschungsentscheidungen wurden von anderen mitunter über den eigenen Kopf hinweg getroffen oder erheblich beeinflusst; Fördermöglichkeiten und Fristen erzwingen eine fokussiertere Auseinandersetzung mit dem Material als ursprünglich ge-